

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

198 (26.8.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 34

Ueber die Alkoholfrage.

Von A. Jendrich.

(Nachdruck verboten.)

Der einiger Zeit besuchte mich ein alter Bekannter, ein Mann in den fünfzigern. Er hat ein arbeitsreiches Leben hinter sich und hat sich von den ärmtlichsten Anfängen ausgehend durch Energie und Treue zu einer ansehnlichen Stellung emporgearbeitet.

Die ersten Kinder der üblichen Alkoholkrankheiten, Schlaflosigkeit, Herzgechichten usw. haben sich schon seit einigen Jahren eingestellt, aber seine Willenskraft überwindet diese Reibungsstände vorerfucht noch. Wie lange noch? Wer ihm vor 5 Jahren gesagt hätte: „Sie sind ja Alkoholiker, lieber A.“ — dem hätte er nicht schlecht heimgelacht.

Die ersten Kinder der üblichen Alkoholkrankheiten, Schlaflosigkeit, Herzgechichten usw. haben sich schon seit einigen Jahren eingestellt, aber seine Willenskraft überwindet diese Reibungsstände vorerfucht noch. Wie lange noch? Wer ihm vor 5 Jahren gesagt hätte: „Sie sind ja Alkoholiker, lieber A.“ — dem hätte er nicht schlecht heimgelacht.

Warum ich das alles so unständlich erzählt habe? wird der Leser fragen. Weil dieser Mann, mein Bekannter, geradezu ein Schulbeispiel ist, an dem die besten Einwände, welche die Gegner der Abstinenz deren Anhängern gegenüber erheben, widerlegt werden können.

physiologische und pathologische Seite der Sache, persönliche Eitelkeit und charakteristische Intoleranz sind die hervorstechendsten Merkmale, und der Spott, der sich von seinen der Freunde geistiger Getränke über die „Wasserpösel“ ergießt, ist nicht nur allein der Versuch, die Kernfrage zu umgehen und mit der Freude über den Splitter der Abstinenten den Balken der Alkoholiker zu verbergen, sondern er ist auch oft sehr berechtigt und wohl begründet.

Ich wende mich in den folgenden Absätzen hauptsächlich an diejenigen, welche genügend Alkoholismus besitzen, um einzusehen, daß es eine Alkoholfrage gibt, auch wenn sie persönlich, durch gesundheitsliche oder ökonomische Umstände, nicht in die Lage gekommen sind oder nicht gekommen zu sein glauben, im Alkohol einen Feind sehen zu müssen.

Es sind also für alle diejenigen, die als Menschen und Parteigenossen nicht nur ein Zeh-Leben führen, dringende Anlässe genug, um sich mit der Frage des Alkoholismus zu beschäftigen.

„Das rote Lachen.“

Ein ungenannter Offizier der russischen Armee in Ostasien veröffentlicht in der Odesaer Zeitung seine persönlichen Eindrücke aus dem gegenwärtigen Krieg. Seine Mitteilungen sind eine furchtbare Bestätigung der Schilderungen, die Leonid Andrejew in dem Fragment: „Das rote Lachen“ von den Wahnjinnigen in der russischen Armee gemacht hat, und es erweist sich, falls nicht etwa die Kriesschilder des vorliegenden Offiziers erst unter dem Eindruck von Andrejews Novelle entstanden sind, die erschütternde Wahrhaftigkeit der dichterischen Darstellung.

Die Sache ereignete sich abends nach einem wie gewöhnlich erfolgten Gedeih. Wir waren im Lager. Rings herum traurige Gesichter, bedrückte Herzen, totumde, erschöpfte Menschen. Zudem waren alle Lagerplätze ausgegangen, Feldlagarette gab es nicht, auch kein Holz für ein Lagerfeuer. Die Bagagen waren knaustüchtig in die Erde verunken. Niemand wußte, wo sie stecken. Die Kälte von 25 Grad ließ die Haut rißig werden und sich abschälen, das Blut schien in den Adern sich zu eiligen Klumpen zu ballen.

„Wir müssen die Verwundeten zusammenfischen!“ schrie ich. „Wer will mit mir kommen?“ Keine Antwort. Ich wende mich an den Obersten. Der Oberst dreht mir den Rücken zu. Ich spreche mit dem General. Der General geht, ohne ein Wort zu sagen, an mir vorbei. Ein Arzt von höherem Rang antwortet mir, als ich ihm sage, warum es sich handelt: „Wohin sollen wir denn mit den Toten? Wir haben keine Tragbahnen, keine Apotheke, keine Instrumente! Nichts haben wir! Darum lassen Sie sie in Ruhe! — Gute Nacht!“

So gingen wir aus dem Lager hinaus. Die Nacht war undurchdringlich finster. Wir steckten Fackeln an. Aber als wir dann etwa eine Stunde marschiert waren, wies uns das Gedöhr der Verwundeten besser den wirklichen Weg als das Licht unserer Fackeln. Von Zeit zu Zeit prallten wir wie scheu genordene Pferde dicht auf einzelne Trupps von Menschen und Tieren. Klüglich fühlte ich, daß irgend etwas mich ansah und auf der Stelle festhielt. Etwas drückte mich zusammen wie mit eisernen Fäusten. Zwei Hände umfaßten meine Hüfte. Sie grübeln sich wie fühlere Klammern in meinen Körper ein. Zähne drangen in meine Kehle ein und lüchsten das Leder zu zerreißen. Alles das unter wütendem Geheul, ähnlich wie das Gebell eines Hundes. Auf meinen Hüften kamen meine Leute herbeigeläufen. Wir entbedeten vor uns einen Verwundeten, dem beide Beine von der Hüfte an weggerissen waren — ein blutüberströmter, menschlicher Rumpf. Da es völlig unmöglich war, ihn von mir loszureißen, so machten meine Leute dem armen Kerl mit roten Bajonetten und Fußtritten auf den Schädel ein Ende. Ich überlebte

wäre, seinen Stoff einzusetzen, so sagt man: „Da setz ich den Nagel darauf.“

Von jemand, der gestorben ist, heißt es: „Er hat ausgefegelt.“ Statt des in Oesterreich landläufigen Sprichwortes: „Ein Pferd um tausend Gulden stolpert auch“, sagt der Kiegler: „Der beste Schieber kann einen Pudel machen.“

ist jemandem ein Unternehmen besonders glänzend ausgefallen, so wird dies mit den Worten gekennzeichnet: „Er hat alle neun getroffen.“

Die neue Magd. *)

Von eme alte Frankfurter.

Mei Fräu, die hat die Magd endlasse, Des Dos war gor ze unerschäm, Mir war er rechd, mir dhat er baffe, Mei Fräu hat sich halb dod gegrämt. Drei Schät hat se bloß aagechaffe, Die halwe Kich war allweil voll lin owedrei wollt se mir schaffe, Es quing net mehr, es war ze doll, Es war net leicht, e neu ze krieh, Doch schließlich hannu mer äu erwischt, „Bart“, saggt mei Fräu, die wern ich ziehe, Die nennu ich gleich in Unerschäm, Der wern ich schoo Keschheit beibringe, Sonst kriehet se bees von mer ihr Fett, Des Mädche werd vor alle Dinge Wei uns per „Du“ nor aageredt, In wie des Mädche is gefomme — e hibischer Kerl, so was for mich — Do hat se se gleich vorgenomme In instruiert draus in der Kich, „Bei uns werd „du“ gesaggt, Susanne!“ Dat se der Magd soford gesaggt, „Ja!“ mänt die, „ich bin eiderjädanne, Wann Dir's rechd is, mir is es rechd!“ (Münchener Jugend.)

*) Die neue Magd.

Humoristisches.

Blüten amerikanischer Humors. Alara: „Ich sage stets mein richtiges Alter.“ — Gfelle: „Das kannst du dir schon leisten. Du bist nicht so alt, wie du aussehst.“ — Der wirtliche Grund. „Also, nur weil Nims eine junge Dame zum Gabelschäufel mitnahn, ist der ganze Strach entstanden?“ — „O nein, weil seine Frau Wind davon bekommen hat.“ — „Wenn mir nur jemand sagen würde, was an diesen vielen Scheidungen schuld ist.“ — Die vielen Ehen. — „Frauen sind doch recht unvermännliche Geschöpfe.“ — „Geben Sie da wieder Erfahrungen gemacht?“ — „Denken Sie, kommt gestern eine junge Dame in meinen Laden und sagt, sie wolle einen Stuhl haben, der ebenio modern wie beuene sein müsse.“ — „Nun, was hat Mr. Wade gesagt, Herr Meyer?“ — „Er sagte, daß er mir alle Knochen im Leibe brechen würde, falls ich mich noch einmal bei ihm bliden ließe.“ — „Da gehen Sie gleich wieder hin und sagen Sie ihm, er irre, wenn er glaube, daß er mir durch Drohungen imponieren könne.“ — „Neute habe ich sieben Menschen glücklich gemacht,“ sagte der Geistliche zu einem Freunde. — „Wieso das?“ — „Ich habe drei Paare getraut.“ — „Aber das sind doch nur sechs Menschen.“ — „Sie denken doch nicht etwa, daß ich's unsonst getan habe?“ — „Mein Sohn, gebrauche deine Augen und beobachte, und du wirst erfolgreich sein.“ sagte Willes' Vater. „Ja,“ meinte sein Onkel, „gehe nicht wie ein Blindler durch die Welt.“ „Meine Jungen, die gut beobachten, werden an Weisheit zunehmen,“ sagte die Tante. Willes nahm sich die Ratsschläge zu Herzen. Ein Tag ging vorüber und er stand wieder vor dem Familienrat. „Nun, Willes, hast du deine Augen gebraucht?“ Der Knabe nickte bejahend. „Tag uns, was du gesehen hast.“ — „Onkel Jim hat eine Flasche Schnaps, die er in einem Koffer verdeckt; Tante Femina hat ein zweites falsches Weib in ihrer Kommode, und Papa hat ein Spiel starten und Spielmarken hinter den Büchern in seinem Schreibtische, und wenn hübsche Mädchen vorbeigehen, wirft er ihnen immer staubhände zu.“ — „So ein Nichtsnutz,“ war das Urteil der ganzen Familie.

Der Schützen Rache. Man schreibt der Frankfurter Zeitung aus Solingen: Unser Oberbürgermeister hat dem hiesigen Schützenverein das bisherige „Völlern“ bei seinen Festlichkeiten unterlagt, und daraufhin haben sich die Schützenbrüder auf ihre Art an dem Stadtoberhaupt gerächt. Während nämlich bisher an den Schützenfesttagen die Musikkapellen, wenn sie am Rathaus vorbeizogen, Front machten, um dem Oberbürgermeister ein S t a n d e n zu bringen, wurde diesmal die Musik zwanzig Schritte vor der oberbürgermeisterlichen Behausung ausgelegt und erst in gleicher Entfernung hinter dem Gebäude wieder aufgenommen. Ein Ständchen gabs überhaupt nicht, Ueber die Wirkung der Demonstration schweigt die Chronik.

Der Treuenbrüchiger (zum Berliner): „Wirden Sie sich nur nichts ein, mit uns kommen Sie noch lange nicht mit! Wenn ich mir uf de Bahn setze und fahre drei Stunden, bin ich in Berlin! — Wenn Sie drei Stunden fahren, wo kommen Sie hin? Nach Treuenbrüchen!“

Buchhandlung und Verlag des „Volksfreund“, Ged. u. Cie., Karlsruhe i. B.

ist schon lange für die Behörden eine Quelle des Argers gewesen; denn da viele arme Kinder ganz und gar in dem Park lebten, war es ohne die Anstellung sehr vieler Parkwächter unmöglich, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Da man mit dem Park nicht ganz schliefen wollte, verfiel man auf dieses eigenartige Experiment. Man knüpfte daran die Hoffnung, daß den Jungen die Schulung in der Verwaltung des Parks später gut zufließen kommen wird, wenn sie als Erwachsene die Bürgerpflichten ihrer Stadt gegenüber erfüllen sollen.

Knaben aus allen Ständen und jeden Alters sind mit großer Begeisterung für die Sache erfüllt. Eifrig treten sie als Kandidaten für die verschiedenen Aemter auf, und in zahlreichen Versammlungen sprachen die jugendlichen Redner für diesen und jenen Bewerber; ein Versuch, die Politik ganz von den Kämpfen auszuschließen, gelang nur teilweise. Mädchen sind in der Playground City zwar willkommen, aber bei der diesjährigen Wahl waren sie nicht stimmberedigt. Die Abstimmung war geheim. Am Wahltag merkte man keinerlei Unordnung. Trotz des heißen Wahlkampfes, der eine Woche dauerte, und trotz der rücksichtslosen Anklagen wegen persönlicher Veschlichkeit, die einzelne Parteigänger vorbrachten, schüttelten sich nachher Sieger und Besiegte die Hände und gelobten gemeinsam für das allgemeine Wohl zu wirken. In der Regel war Tüchtigkeit in einem besonderen Zweig des Sports mehr entscheidend für die Wahl als gute Noten. Der Mayor ist ein sehr kleiner Junge von 15 Jahren und wahrscheinlich der tüchtigste Athlet der ganzen Gemeinshaft. Er wird seine Unterbeamten selber ernennen und absolute Herrschaft über den Park ansüßen; der Mayor von New-York hat sich nur das Vetorecht vorbehalten.

Ein sinniges Geschenk wurde kürzlich dem Knigling Alfons, der „von Gottes Gnaden“ die Ziviliste verzehrt, die die hungernden Spanier anbringen müssen, gemacht. Wie erinnerlich, wurde auf ihn, als er gelegentlich seines Besuchs in Paris an der Seite des Präsidenten von Frankreich die Oper verließ, in der Rue de Mohan ein Bombenattentat verübt, bei dem der junge König aber vollkommen unverletzt blieb. Durch die herumfliegenden Bombensplitter wurden mehrere Pferde verletzt, eines sogar getötet. Dieses getötete Pferd brachte einen französischen Großindustriellen, einen Gerber, auf eine Idee, die er sofort auszuführen begann. Er verschaffte sich den Kadaver und ließ nach allen Regeln der Gerberkunst aus der Haut einen — Bettvorleger anfertigen. Dabei hatte er sorgsam darauf acht, daß die Löcher, die durch die Bombensplitter verursacht worden waren, sichtbar blieben. Diesen Bettvorleger bot der Waadere untertänigst dem König Alfons als Geschenk an. Der König nahm es huldvollst entgegen und ist nun im Besitz einer sehr nützlichen Erinnerung an das Attentat.

Es ist nicht recht zu glauben, daß der junge König an diesem Geschenk eine reine Freude hat. Er wird den ominösen Bettvorleger gewiß nie betreten, weil dieser ja, wie leicht begreiflich, für ihn nicht ein Gegenstand des Wohlbehagens, sondern ein Gegenstand der Beunruhigung ist. Der König wird nicht lange langeweilt haben, was er mit dem so huldvoll angenommenen Geschenk zu beginnen hat. Jedenfalls dürfte es schon auf dem Wege in irgend ein Museum gewandert sein, gut ausgetampert, damit die frechen Wotten nicht ein paar ganz und gar unauthentische Löcher hineinpressen. Und das kann man dem guten Alfons gar nicht verdenken. Es wäre ja gar zu grauslich, wollte man von ihm verlangen, daß er das Geschenk auch benütze. Man stelle sich nur vor — ein König hat ja zuweilen auch Gedanken — was sich Alfons notgedrungen denken mußte, wenn er seine Füße von dem erinnerungsreichen Bettvorleger abschneitelte, um in sein Stimmelsbettchen zu hüpfen. „Siehst Du,“ würde er sich sagen müssen, „bistest Du da unter Dir hat seine Haut eigentlich für Dich gepopert. Hätte der verdammte Attentäter getroffen, wie er wollte, dann ließe dieses Tier noch munter herum, dafür wäre es aber Deine Haut, die . . . o . . . o! Vermaledeites Geschenk!“ Wahrhaftig, dieses Geschenk enthält eine blutige Ironie. Alfons brauchte sich aber deshalb nicht gar zu sehr zu schämen. Er könnte sich mit dem Gedanken trösten, mit wie viel solchen „Erinnerungen“ erst das Schlafzimmer seines Kollegen Nikolaus geschmückt sein würde, wenn ihn ideenvolle Industrielle nach jedem Bombeneffekt besacht hätten.

Sprichwörter von der Regelsbahn. In dem soeben erschienenen Antiquierten Wiener Regelsbuch von S. Ullmann (H. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig) wird u. a. eine Anzahl von Sprichwörtern publiziert, die von der Regelsbahn aus ihren Weg in die Volkssprache genommen haben. Die am meisten gebräuchlichen mögen hier folgen:

Will man sagen, daß wer etwas erreichen will, Geld hergeben muß, so drückt man dies mit dem Sprichwort aus: „Wer regeln will, muß aufsetzen.“

Das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied“ ist gleichbedeutend mit: „Wie man aufsetzt, so regelt man.“

Jeder, der Regel schiebt, muß sich vom Regelsnaden lassen lassen, wie er geschoben hat, heißt soviel als: Man muß sich das Urteil über seine Handlungen gefallen lassen.

Küagt jemand etwas verkehrt an, so sagt man: „Er wirft mit dem Segel nach der Kugel.“

„Er wird hier keine Regel treffen“ wird von demjenigen gesagt, der nicht versteht, etwas gut durchzuführen.

Ist dagegen jemand in der Ausführung seiner Unternehmungen als tüchtig bekannt, so heißt es: „Er kann wohl Regel schieben.“

Wer in eine unangenehme Situation geraten ist, kann zu hören bekommen: „Er ist zwischen Regel und Kugel gekommen.“

Selbste, die Unmöglichkeit leisten wollen, werden in Luthers Tischreden bezeichnet als „Junge Keute, die groß Regal auf dem Postleisch umschleichen, da ir nur neune darauf stehen.“

Ein ähnliches Sprichwort lautet: „Junge Regenten können eis Regal treffen.“

Will man ausdrücken, daß man auf seine Behauptung bereit

